

Die Rudolf Steiner-Schule am Jakobsberg

Autor(en): Friedrich Behrmann

Quelle: Basler Stadtbuch

Jahr: 1969

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/70c9007b-f695-425e-a63c-e65b41291503>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

Die Rudolf Steiner-Schule am Jakobsberg

Von Friedrich Behrmann

Seit geraumer Zeit erhebt sich über der Tramhaltestelle am Jakobsberg, mitten aus dem Buchenwald, ein langgestreckter, vielwinkliger Bau mit großen, hellen Fenstern. Wer um die Mittagstunde vorübergeht, wird rechter Hand auf dem neuen Sträßlein Scharen von Buben und Mädchen verschiedensten Alters herabstürmen sehen. An der Tramschleife wartet ein grüner Extrabus. Ein kecker Erstkläßler wird vielleicht dem fragenden Passanten schon die Antwort bereithalten: «Wir kommen von der Rudolf Steiner-Schule!» «Seit wann seid ihr hier oben?» «Im August 1968 sind wir eingezogen», erklärt ein größeres Mädchen, «Ende September hatten wir die große Einweihungsfeier. Auch der hohe Regierungsrat war dabei. Die Leute fanden kaum Platz im großen Saal, und er faßt doch über siebenhundert Personen!»

Seither haben sich die Anwohner dieser prächtigen Grünzone schon an den neuen Anblick gewöhnt. Anfängliches Stirnrunzeln ist einer ruhigeren und wohlwollenden Betrachtung gewichen. Fachleute bezeichnen den Bau am Jakobsberg als eines der schönsten und interessantesten Schulhäuser der Stadt.

Die Rudolf Steiner-Schule gehört zu den größten Privatschulen der Schweiz und ist seit mehr als vier Jahrzehnten mit der Geschichte Basels verbunden. Im folgenden sollen ihr Ursprung, Wesen und Wirken kurz skizziert werden.

Die erste Schule dieser Art wurde im September 1919 in Stuttgart durch Emil Molt, den damaligen Direktor der Zigarettenfabrik Waldorf-Astoria, für die Kinder seiner Arbeiter und Angestellten begründet. Rudolf Steiner, der auf Wunsch Emil Molts die Leitung der sogenannten Waldorfschule übernahm, war damit eine Möglichkeit gegeben, seine pädagogischen Erkenntnisse in die Praxis umzusetzen. Es waren Erkenntnisse, die an der Menschennatur, wie sie sich nach Leib, Seele und Geist entwickelt, abgelesen waren. Sie haben ihre Bewährungsprobe längst bestanden. Dafür sprechen nicht nur die siebzig Schulen in aller Welt, die nach diesen Prinzipien arbeiten, sondern auch die Tatsache, daß heute ebenfalls staatliche Schulen und Seminarien daraus vielfältige Anregung schöpfen.

Am 27. November 1919, zwei Monate nach der ersten Grün-

dung in Stuttgart, hielt Rudolf Steiner in Basel einen öffentlichen Vortrag über *Geisteswissenschaft und Pädagogik*. Es geschah auf Einladung des damaligen Erziehungsdirektors, Dr. Fritz Hauser. Der Vortrag stieß auf lebendiges Interesse und bewirkte, daß im Mai 1920 vor vielen Lehrern Basels und der angrenzenden Kantone eine Reihe von vierzehn Vorträgen stattfinden konnte, in welchen Rudolf Steiner erstmals eine umfassende Darstellung seiner Pädagogik vor einer öffentlichen Zuhörerschaft gab. Dieser sogenannte *Basler Kurs* darf noch heute als grundlegend für eine erneuerte Erziehungskunst gelten, ja seine Aktualität und Zukunftsträchtigkeit hat noch zugenommen.

Bis zum August 1924 folgten ähnliche Kurse in Dornach, Bern, Stuttgart, Arnheim, Oslo und verschiedenen Städten in England, zuletzt in Torquay. Dort hat Rudolf Steiner, unmittelbar vor seiner schweren Erkrankung und sieben Monate vor seinem Tod, noch einmal in knappster Form den Lehrplan und das Didaktisch-Methodische auf der Grundlage seiner Menschenkunde entwickelt. Dies führte zu mannigfachen Schulgründungen.

1922 wurde durch eine Gruppe von Eltern und Lehrern eine solche Schulgründung auch für Basel geplant. Ostern 1923 entstand der *Schulverein für Erziehungs- und Unterrichtswesen auf Grund echter Menschenerkenntnis* — ein etwas umständlicher, aber der Sache durchaus gemäßer Titel —, in dessen Auftrag Rudolf Steiner, der Dichter Albert Steffen und der Lehrer Friedrich Widmer aus Zofingen am 28. April 1924 das Basler Erziehungsdepartement aufsuchten. Der geplanten Schule mußten, wenn sie im gewünschten Sinne arbeiten sollte, gewisse Freiheiten in bezug auf Lehrerwahl, Lehrplan, Zeugnisse usw. zugestanden werden. Doch der Erziehungsrat zeigte sich wohlgesinnt. Vom Schulgesetz aus stand nichts im Wege. Der verständnisvollen Haltung Dr. Hausers ist es vor allem zu danken, daß nicht nur das Gesuch bewilligt wurde, sondern daß die Schule sich auch weiterhin bis heute vom Vertrauen der Behörde getragen wissen durfte.

Nach Rudolf Steiners Tod (1925) schien es, als ob die begeistert aufgenommenen Vorarbeiten wieder versanden würden. Ermutigt durch eine ansehnliche Spende konnten endlich doch die

drei Gründer, die Seminarlehrerin Emma Ramser aus Bern und das Lehrerehepaar Friedrich und Marie Widmer-Herzog im April 1926 an der Lindenhofstraße 9 die Schule mit drei Klassen und 30 Kindern eröffnen. Als erste aller späteren Gründungen im In- und Ausland erhielt sie den Namen *Rudolf Steiner-Schule*.

Da die Räume bald zu klein wurden, galt es, ein neues Haus zu suchen. 1931 zog die auf acht Klassen angewachsene Schule nach der Engulgasse 9. Während 36 Jahren sollte dies ihre Wirkungsstätte bleiben. Dabei wurden vom Kreis der Eltern, Gönner und Freunde immer neue finanzielle Opfer gefordert. 1933 entstand ein Eurythmiesaal, der auch den Feiern und sonstigen Veranstaltungen diente. 1944 konnte man das angrenzende Gebäude an der Langegasse 33 durch ein Konzert ehemaliger Schüler feierlich einweihen. 1952 und 1954 mußten die Liegenschaften Langegasse 35 und Engulgasse 7 hinzuerworben werden. Trotz weiterer Baracken im Pausenhof und einiger Innenausbauten reichte der Platz immer weniger aus, um die wachsende Schülerzahl aufzunehmen. Der Plan eines mehrstöckigen Neubaus auf dem bestehenden Gelände führte zu keinem Erfolg, da man mehr als das Hundertfache der Spendensumme benötigt hätte. In den Schulmitteilungen von 1954 hieß es launig-bitter: «In hundert Jahren also wird zur feierlichen Einweihung geschritten. Oder vorher, vielleicht doch etwas vorher? Ja, wenn ein Wunder geschieht . . .» Das Wunder sollte noch gute zehn Jahre auf sich warten lassen.

1961 wurde der hundertste Geburtstag Rudolf Steiners festlich begangen. Im Saal der Mustermesse nahmen über tausend Menschen an den Darbietungen der Klassen teil. «In Gedanken konnte ich eine Brücke schlagen zu einer Waldorfschulfeier in Stuttgart, die noch zu Lebzeiten von Herrn Dr. Steiner stattfand», schrieb eine Mutter. «Dort wie hier die gleiche Stimmung: die herzerfrischende Unbekümmertheit der Kleinen in eurythmischen und andern Darbietungen, die Gesänge und Rezitationen der mittleren Jahrgänge in heimischen und fremden Sprachen, dann die von Reife zeugenden Aufführungen der ‚Großen‘. Bereichernd wirkten dazu die musikalischen Umrahmungen und der gemeinsame Gesang der Kinder.» Eine Ausstellung von Schülerarbeiten im

Unionssaal der Kunsthalle (Hefte, Malereien, Plastiken, Zeichnungen aus dem Unterricht in Mathematik und Naturwissenschaften, Gebrauchsgegenstände aller Art sowie die wissenschaftlichen und künstlerischen Abschlußarbeiten der zwölften Klasse) fand reges Interesse bei der Öffentlichkeit.

Es waren ohne Zweifel diese Ereignisse, welche mithalfen, daß der Stein, der sich so lange nicht heben ließ, unerwartet ins Rollen kam. Durch die intensiven Bemühungen von Dr. G. H. Ott, dem Präsidenten des Schulvereins, der bei den Vertretern der Regierung nicht nur auf wohlwollendes, sondern auf sehr tatkräftiges Verständnis stieß, gelang es, das allen Beteiligten zusagende Gelände der Christoph-Merianschen Stiftung auf dem Jakobsberg zu sichern. So konnte 1962 ein Wettbewerb für den geplanten Neubau ausgeschrieben werden. Aus fünf eingereichten Projekten wählte die Jury dasjenige von Architekt Hans Felix Leu, einem ehemaligen Schüler. In der Begründung hieß es: «Das Projekt zeigt in der architektonischen Haltung eine wohlabgewogene Feingliedrigkeit, die mit dem Charakter der näheren und weiteren Umgebung in Einklang steht. In der aufnehmenden Gebärde des Vorplatzes, die dann in der sinnvoll gestalteten Halle aufgenommen wird und von dort in die gesamte Schule ausstrahlt, läßt sich das Bestreben erkennen, durch eine feinsinnige Verwendung moderner Baumöglichkeiten den raumkünstlerischen Bedürfnissen einer Rudolf Steiner-Schule zu entsprechen. Die Halle wirkt sich als dynamische Mitte des gesamten Schulorganismus aus.»

Durch den Umzonungsbeschluß des Großen Rates vom 16. Januar 1964 wurden die Voraussetzungen für das Bauen geschaffen. Am 8. November des gleichen Jahres, einem Sonntag, fand bei strahlendem Herbstwetter die Feier der Grundsteinlegung statt. Ein Weihespruch Rudolf Steiners und die Schulchronik, versehen mit den Unterschriften aller verantwortlich Beteiligten, wurden dem Grundstein, einem dodekaedrischen Kupfergefäß, anvertraut. Friedrich Widmer, der letzte damals noch lebende Mitbegründer der Schule, versenkte ihn im Beisein der Schüler und einer großen Menschenchar in die vorbereitete Grube, um gleichsam das in Jahrzehnten Erkämpfte einer kommenden Generation zu über-

geben. Es sollte seine letzte Liebestat für die Schule sein, ehe er im April 1966, im hohen Alter von 77 Jahren, von dieser Erde ging.

Am 23. September 1967 fand die feierliche Eröffnung des Schulhauses statt, im Beisein der Vertreter von Regierung und Behörde aus Basel-Stadt und Basel-Land. Regierungsrat Arnold Schneider sprach im Namen des Erziehungsdepartementes und fand anerkennende Worte für die erfolgreichen pädagogischen Bemühungen der Schule.

Den Besuchern des Schulhauses wird auffallen, welche Bedeutung man den Farben der Innenräume zugemessen hat. Sowohl die Technik des Lasuranstrichs, der den Wänden etwas Atmendes, Lebendiges verleiht, als auch die Farbgebung der Klassenzimmer gehen auf Angaben Rudolf Steiners zurück. Grundgedanke: die Kinder möchten sich von derjenigen Farbe umhüllt wissen, die ihrer Lebensstufe entspricht. Siebenjährige etwa bevorzugen leuchtend rote Töne. Ein Erwachsener müßte diese ablehnen, denn er kann nicht mehr, wie das Kind, innerlich die beruhigende Gegenfarbe erzeugen. Die Farben der Klassenzimmer möchten ernst nehmen, daß das erlebende Bewußtsein der Kinder sich von Jahr zu Jahr ändert. Sie folgen dem Gang des Regenbogens und gehen vom intensiven Rot der ersten Klasse über das Orange, Gelb, Grün und Blau zum Zartviolett der zwölften Klasse. Mag dies auch seltsam anmuten, so zeigt doch die Erfahrung, daß die Schüler sich überraschend wohl in ihrer Farbe fühlen. Somit ist auch diese scheinbare Äußerlichkeit in die gesamte Pädagogik einbezogen.

Ähnliches wäre zur Gestaltung der Klassenräume zu sagen. Um die Schüler nicht zu sehr abzulenken, muß die Helligkeit des Zimmers ausgeglichen werden durch Wohnlichkeit und Geborgenheit. Die Zimmer sollten den schönen Namen «Schulstube» mit Recht tragen dürfen.

Die im Schulhaus am Jakobsberg angewendete Pädagogik bedürfte einer ausführlichen Begründung. Aus Platzmangel kann sie hier nur angedeutet und in ihren Grundzügen umrissen werden.

Zunächst seien einige immer wieder auftauchende Mißverständnisse klargestellt. Die Rudolf Steiner-Schule ist keine Weltanschauungsschule, nur zugänglich für Anthroposophen oder Menschen einer entsprechenden weltanschaulichen Richtung. Im Gegenteil: der größte Teil der Schüler stammt aus Kreisen, welche dieser Richtung fernstehen. Die Anthroposophie selbst möchte einen Weg aufzeigen, auf dem Nichtsinnliches exakt erforscht werden kann. Sie wendet sich darum nicht an den Glauben, sondern an das kritisch-prüfende Erkennen. Dem Lehrer dient sie ausschließlich für die methodische Handhabung seines Unterrichts, ähnlich wie die Psychologie demjenigen dient, welcher sich in ihr ausgebildet hat. Aus Kindern Psychologen oder Anthroposophen zu machen, wäre gleichermaßen widersinnig und undurchführbar.

Der Religionsunterricht, die eigentliche Domäne des Weltanschaulichen, besteht außerhalb der Schule und ist Sache der Eltern. Da Wert darauf gelegt wird, daß kein Kind ohne christlichen Unterricht aufwächst, gibt es für konfessionslose Kinder, deren Eltern es ausdrücklich wünschen, einen freien Religionsunterricht.

Die Rudolf Steiner-Schule ist keine Schule «für die reichen Leute». Sie hat keinen Erwerbszweck. Ihr Untertitel «Allgemeine Volks- und höhere Schule» besagt, daß sie Kindern aller Gesellschaftsschichten dienen will, ohne Unterschied des Standes, der Religionszugehörigkeit oder der weltanschaulichen und politischen Einstellung der Eltern. Die Aufnahme in die Schule wird nicht von wirtschaftlichen Gesichtspunkten abhängig gemacht. Voraussetzung ist allerdings, daß die Eltern von sich aus alles tun, was in ihren Kräften steht, um das wirtschaftliche Dasein der Schule nach Möglichkeit zu sichern.

Die Rudolf Steiner-Schule ist auch keine solche für anormale Kinder. Sie ist sich jedoch bewußt, daß die übliche Begabtenauslese noch keinen ausreichenden Maßstab darstellt. Durch die Art des Unterrichts sollen einseitig intellektuelle oder manuelle Begabungen harmonisiert und auch sogenannte Spätentwickler gefördert werden.

Der Lehrplan geht von Fragen aus, die vielfach zu wenig beachtet werden: Welche Unterrichtsgebiete sollen dem sich entwickelnden Kinde und jungen Menschen von Jahr zu Jahr zugemutet werden, in welcher Form sind sie darzubieten und zu welchem Zeitpunkt ist ein bisher noch nicht behandelter Stoff erstmalig dem Verständnis des Schülers angemessen? Wie der Gärtner dies bei seinen Pflanzen tut, so gilt es auch hier die Wachstumsgesetze zu beachten, damit nicht durch ein zu frühes oder zu spätes Eingreifen Schädigungen auftreten.

An der leiblichen Entwicklung des heranwachsenden Menschen lassen sich zwei Schwellenübergänge ablesen: der Zahnwechsel um das siebente Jahr und die Geschlechtsreife um das vierzehnte Jahr. Dadurch gliedert sich der Erziehungszeitraum in drei deutlich voneinander geschiedene Abschnitte von je etwa sieben Jahren. Von der Geburt bis zum Schuleintritt erscheint das Kind als ein nachahmendes Wesen. Jede Gebärde, jede Gemütsregung wird vom Kinde nachvollzogen und wirkt, gesundend oder krankmachend, bis in seine leiblichen Organe. Das Denken schläft, die Seele träumt, der Wille ergreift das Leben in phantasievoller Tätigkeit. Die Erzieher müssen deshalb bemüht sein, dem Kinde ein nachahmenswertes Vorbild zu geben.

Um das siebente Jahr vollzieht sich eine entscheidende Wandlung. Der beginnende Zahnwechsel offenbart, daß Kräfte, die bisher an der Ausgestaltung der leiblichen Organe tätig waren, nunmehr frei werden. Sie äußern sich in der Fähigkeit des Kindes, bildhafte Vorstellungen zu entwickeln. Damit ist die Schulreife eingetreten. Das Kind möchte nicht mehr bloß nachahmen, sondern seinen Lernwillen betätigen, indem es liebend und verehrend zu einer Autorität aufschaut. Dies vermag die Lehrer für das Volksschulalter dazu aufzurufen, sich aus Liebe zu den anvertrauten Kindern diese Autorität durch Selbsterziehung anzueignen. Auch werden sie darauf achten, daß sie nicht zu früh mit abstrakten, toten Begriffen umgehen, sondern bei allem Unterricht ein bildhaft-künstlerisches Element walten lassen.

Erst nach dem zwölften Jahr erwachen allmählich die intellektuellen Kräfte. Im dritten Jahrsiebt, nach der Geschlechtsreife,

wird der junge Mensch lernen müssen, sein Denken selbst in die Hand zu nehmen, klare Begriffe zu bilden und seine Arbeit aus innerem Pflichtbewußtsein zu tun. Auf dem Wege zu einem selbständigen Erfassen der Weltzusammenhänge sucht er sich die ihm individuell zusagenden Vorbilder.

Der zwölfjährige Aufbau des Lehrplans folgt den eben genannten Entwicklungsstufen. Der Grundsatz der Koedukation von Knaben und Mädchen wird dabei in allen Klassen streng durchgeführt.

Bis zum achten Schuljahr stehen die Kinder, mit Ausnahme gewisser Nebenfächer, unter der Führung ein und desselben Klassenlehrers. Dieser lernt dadurch seine Schüler viel inniger kennen. Er wächst mit ihren Wandlungen und Schwierigkeiten und vermag seinen Unterricht den jeweiligen Gegebenheiten besser anzupassen. Die Erfahrung zeigt, daß die Vorzüge dieser Maßnahme ihre Nachteile bei weitem überwiegen.

Alle Hauptfächer werden epochenweise während der ersten zwei Vormittagsstunden gegeben, derart, daß über mehrere Wochen das gleiche Fach zur Behandlung kommt (sogenannter Haupt- oder Epochenunterricht). Man bringt damit mehr Ruhe in den Stundenplan und erreicht eine wesentliche Vertiefung des Stoffes.

An der Oberstufe, von der neunten bis zur zwölften Klasse, übernehmen die Fachlehrer den Hauptunterricht. Sie begleiten die Schüler während dieser vier Jahre nur noch in ihrem Fachgebiet.

Dem Künstlerischen wird in sämtlichen Fächern und auf allen Stufen die größte Bedeutung beigemessen. Ein künstlerisch vermittelter Stoff dringt tiefer als nur in den Verstand. Er ergreift Gemüt und Willen. Er erweckt Staunen, Ehrfurcht, Begeisterung, Mitgefühl. Erst wenn der Unterricht den ganzen Menschen erfassen kann, erfüllt er, was Pestalozzi von ihm forderte: die Menschenbildung.

Ein Beispiel: In der ersten Klasse wird das Schreiben aus dem malenden Zeichnen gewisser Formen, wie Kreisen, Spiralen, Dreiecken usw., entwickelt. Die Buchstaben holt der Lehrer nach freiem Ermessen aus irgendeinem Märchenbild, das F aus einer

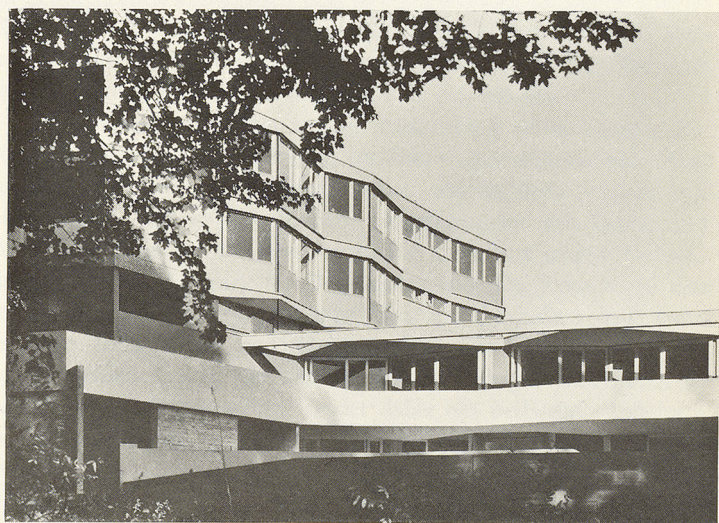
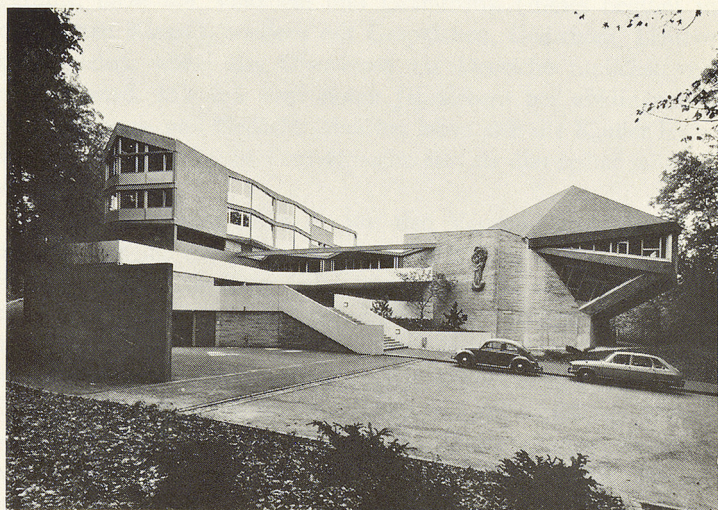
Flamme oder aus einem Fisch, das B aus einem Brot, das R aus einem Riesen. Er mag aber auch ganz andere charakteristische Wörter auswählen. Im Rechnen kann die Vielheit innerhalb der Einheit entdeckt werden, indem man etwa eine Lehmkugel in mehrere kleine Kugeln zerteilt. Das Einprägen der Zahlenreihen unterstützt man durch rhythmisches Singen, Klatschen oder Stampfen.

Man mag einwenden, daß diese künstlerische Art nur in den untersten Klassen durchführbar sei. Es ließe sich aber zeigen, daß dies sogar an der Oberstufe, in Fächern wie Mathematik, Physik oder Chemie, der Fall sein kann, sowohl in der Darbietung des Stoffes als auch dadurch, daß die Schüler in selbst geführten und sorgfältig illustrierten Heften ihr eigenes Lehrbuch gestalten, statt das Behandelte nur aus fertigen Büchern zu lernen.

Wenn ein Kind in die Schule eintritt, steht es dem Himmel oft noch näher als der Erde. Erst allmählich weichen die Zauberschleier, welche ihm Dinge und Wesen umhüllen, um den leblos scharfen Konturen Platz zu machen, wie die reine Sinnesbeobachtung sie zeigt. Was der Erstkläßler lernen soll, empfängt er über die ihm gemäße Welt der Märchen. Schon irdischer wirken die Fabeln und Legenden in der zweiten Klasse. In der dritten Klasse steht die Biblische Geschichte (für den Sprachunterricht) der Behandlung der Handwerke gegenüber. In den folgenden Klassen führt die naturwissenschaftliche Richtung über die Tierkunde zur Pflanzen- und Gesteinskunde, zur Geographie, Astronomie, Physik, Chemie und Menschenkunde, die geisteswissenschaftliche Richtung von den germanischen und griechischen Sagen über die Geschichte der vorchristlichen Kulturen bis zur Neuzeit.

Während der Unterricht auf der Unterstufe mehr erzählend-beschreibenden Charakter hat, muß auf der Oberstufe in das Woher und Wohin, auch in das Warum der geschichtlichen und naturwissenschaftlichen Weltzusammenhänge eingegangen werden. Auf dieser höheren Ebene faßt dann die zwölfte Klasse noch einmal alles zusammen, was im Lauf der Schuljahre behandelt wurde.

Eine Sonderstellung nimmt im Lehrplan der Unterricht in den Fremdsprachen ein. Schon von der ersten Klasse an werden die Kinder, zunächst nur mündlich, in Englisch und Französisch ein-



Rudolf Steiner-Schule am Jakobsberg.

geführt, nicht mit Vokabeln und Grammatik (dieses beginnt in der vierten Klasse), sondern mit Gesprächen, Gedichten, Liedern und Spielen, wobei das Übersetzen ins Deutsche tunlichst vermieden wird. Mit den vom ersten Jahrsiebtent her abklingenden Nachahmungs- und Gedächtniskräften leben sich die Kinder leichter und intensiver in die Fremdsprache ein, als dies später möglich wäre.

Da der Unterricht mehr als nur den Verstand ausbilden soll, müssen auch die musischen und handwerklichen Fächer zu ihrem Recht kommen. Als besonders wichtig wird die von Rudolf Steiner entwickelte Eurythmie angesehen. Diese versucht die Gesetzmäßigkeiten, welche der Mensch beim Sprechen und Singen in seinen inneren Organen betätigt, nach außen, in der Bewegung der Gliedmaßen sichtbar zu machen. So können auf vielfältige Weise, bald ernst, bald heiter, Gedichte und Musikstücke eurythmisiert werden. Malen, Plastizieren, Flötenspiel, Orchester und Chorgesang pflegt man nicht, um den Kindern die Schule angenehmer zu machen, sondern aus therapeutisch-erzieherischen Gründen. Dazu gehören auch Handarbeit und Werkunterricht, an denen sowohl Knaben als Mädchen teilnehmen: Stricken, Häkeln, Nähen, Sticken, Schnitzen, Schreinerern, Töpfern, Gärtnern, an der Oberstufe auch Spinnen, Weben, Buchbinden und Feldmessen.

Der Lehrplan zielt nicht auf die Ausbildung zu bestimmten Berufskategorien, er will vielmehr, im Sinne einer allgemeinen Menschenbildung, Fähigkeiten entwickeln, welche dem Schüler erst ermöglichen, daß er sich in den Anforderungen von Leben und Beruf bewähren kann. Daraus erwächst auch eine andere Beurteilung in den Problemen der Begabtenauslese. Da jedes Kind den seinem Lebensalter angemessenen Unterricht erhalten soll, kann es in der Regel keine Sitzenbleiber geben. Die sogenannten guten Schüler sollen lernen, die schwächeren mitzutragen und ihnen zu helfen. Wie schon erwähnt, findet dabei ein heilsamer Ausgleich zwischen den einseitig intellektuell und den mehr manuell Begabten statt.

Die wenig aufschlußreichen Notenzeugnisse werden durch ausführliche Charakteristiken und Beurteilungen des einzelnen Schü-

lers ersetzt. Sie werden in der Regel am Ende der dritten, sechsten und achten Klasse ausgeteilt, in der Oberstufe jedes Jahr.

Auf Lehrbücher wird grundsätzlich verzichtet. Diese werden vom Lehrer aus dem Unterricht entwickelt und von den Schülern in selbst geführten Epochenheften aufgebaut. Eine Ausnahme bilden Aufgabensammlungen für die Mathematik oder Lese- und Übungsbücher für den Sprachunterricht.

An Stelle eines leitenden Rektors amtet die Gemeinschaft der Lehrer, welche in wöchentlichen Konferenzen die menschenkundlichen und methodisch-didaktischen Fragen behandelt, daneben aber auch stets sich der Besprechung einzelner Schüler widmet. Nicht zu Unrecht nannte Rudolf Steiner diese Konferenzen einmal «das Herz der Schule». In ihnen kann sich, aus der schicksalhaften Verantwortung gegenüber den anvertrauten Kindern, eine gesunde und dauernde Fortbildung des Lehrers entfalten. Noch sei erwähnt, daß die Lehrerschaft der staatlichen Aufsicht durch einen vom Erziehungsdepartement beauftragten Rektor untersteht.

Dem Vorstand des Schulvereins obliegt es, für die wirtschaftliche Grundlage zu sorgen und die Schule nach außen zu vertreten.

Die Eltern sind die dritte tragende Kraft der Schule. Durch ihre Beiträge und Spenden (die Schule erhält keine staatlichen Subventionen) stützen sie den Finanzhaushalt und ermöglichen auch finanziell schlechter gestellten Eltern den Schulbesuch ihrer Kinder. Elternabende, pädagogische Kurse und persönliche Kontakte schaffen den Boden für die gemeinsamen Aufgaben. An den Jahresversammlungen treffen sich die drei Institutionen zu gegenseitigen Rechenschaftsberichten.

In manchem Leser mag mit Recht die Frage aufgestiegen sein: Gibt es wohl eine Möglichkeit, diese seltsame, unkonventionelle Schule, die sich schon seit über vierzig Jahren in Basels Mauern aufhält, einmal von innen kennenzulernen, so daß man nicht nur eine dunkle Vorstellung, sondern ein lebendiges Bild gewinnt? Solchen sei empfohlen, sich an dem jährlichen Weihnachtsverkauf,

der jeweils um den ersten Adventssonntag abgehalten wird, einzufinden. Ein reges Leben pulsiert dann im Haus. In den Klassenzimmern, an deren Wänden man bunte Kindermalereien bewundern kann, sind Verkaufsstände errichtet. An den Nachmittagen zeigen die Schulklassen im großen Saal, was sie sich in den verschiedensten Fächern erarbeitet haben: Rezitationen, Gesang, Dramatisches und Eurythmisches. Am Abend hört man vielleicht ein Konzert des Schulorchesters oder ein klassisches Theaterstück, an das sich Schüler der achten oder einer höheren Klasse gewagt haben. An solchen Tagen wird deutlich: Die Basler Rudolf Steiner-Schule ist lebendig und lebensfähig. Wer möchte daran zweifeln, daß sie ins Bild der Stadt gehört und dem Schulleben Basels einen bedeutsamen Akzent verleiht?